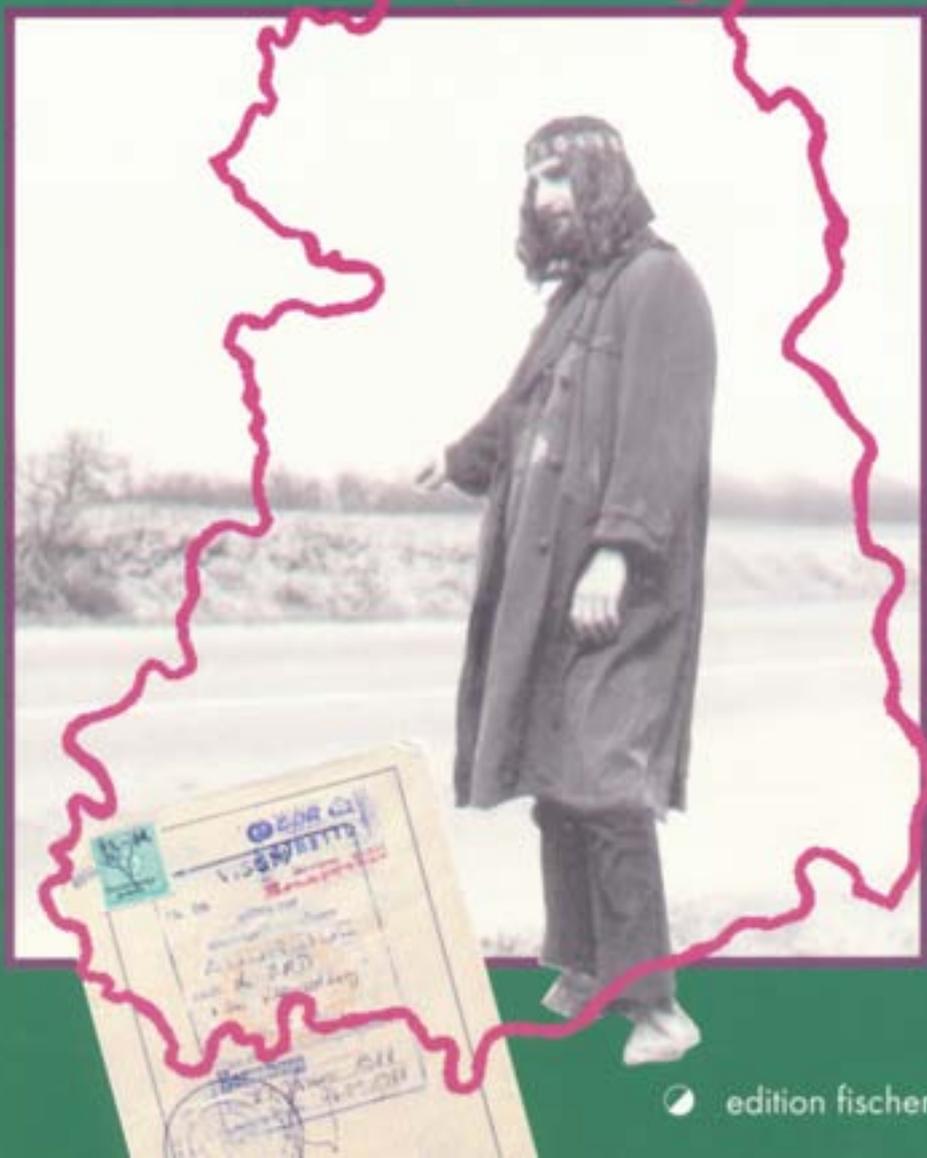


UWE SCHULZ-KOPANSKI

ZWEI TONNEN ZUCKERWATTE

ROMAN



edition fischer

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Uwe Schulz-Kopanski

ZWEI TONNEN ZUCKERWATTE

Roman

R. G. Fischer Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

© 2002 by R.G.Fischer Verlag
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Times 11°
Herstellung: Satz*Atelier* Cavlar / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-8301-0420-9



»... Es kommt auf den Einzelnen an, nicht auf das System ...«

Hermann Hesse

»NA DAS WERDEN WIR JA SEHEN«, SAGTE DER TYP HINTER DEM Schreibtisch und damit war das Gespräch zwischen Ausreisekandidat und Staatsmacht beendet. So lief das jetzt schon seit zwei Jahren: Vorladungen, lauter dummes Zeug anhören, irgendwas erwidern und tchüss. Es sah nicht so aus, als ob sie ihn bald rauslassen würden.

Janosch lief über das von grauem Schneematsch bedeckte Kopfsteinpflaster des Marktplatzes in Richtung Bäckerladen.

Zuerst kaufte er Brötchen, dann nebenan noch Milch.

Vor dem Geschäft stand ein Lieferwagen.

»Na, habt ihr überhaupt noch was auszufahren?«, grüßte Janosch die beiden Arbeiter und der Fahrer erwiderte grinsend: »Tja, wir kommen bald nur noch, um Leergut abzuholen.«

Janosch kannte die beiden, er hatte selber zwei Jahre beim Großhandel als Beifahrer gearbeitet.

»Und du, immer noch nicht im Westen?«, kam die obligatorische Frage. Janosch zuckte mit den Schultern.

»Die können hier auf ihre Spitzenkräfte anscheinend nicht verzichten«, sagte er, winkte ab und machte sich auf den Weg nach Hause.

Janosch klinkte die schwere Haustür auf und stapfte hoch zum Obergeschoss. Die Wohnung über der Werkstatt gehörte Edgars Mutter, von allen bloß Mama Trepte genannt, die hinten auf dem Hof lebte. Hier oben hatten sie in ihren besten Zeiten mal zu fünft gewohnt. Drei Zimmer, Küche, Bad, alles mit einer Deckenhöhe von knapp zwei Metern zehn, aber wen störte das schon.

An der Eingangstür stand: »Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom«. Janosch schloss auf, klopfte sich auf der Schwelle den letzten Matsch von den Schuhen, hängte dann im Flur seinen Mantel an den Haken und warf dabei einen flüchtigen Blick in den Wandspiegel.

Eine große, hagere Gestalt, Mitte zwanzig, langhaarig und mit schwarzem Bart. Wache dunkle Augen, Adlernase, das kantige Profil wie vom Holzschnitzer gemacht.

Edgar, immerhin schon aufgestanden, war gerade beim Ofenanheizen. Im Hintergrund lief die »Ton Steine Scherben«-Platte *Warum geht es mir so dreckig?*, und er rührte an seiner Lieblingsstelle mit: »Arbeit macht das Leben süß, so süß wie Maschinenöl.«

Janosch und er kannten sich praktisch schon seit Urzeiten, sie hatten damals in der Abiturklasse nebeneinander gesessen und dem Lehrkörper einiges abverlangt. Edgar war etwas kleiner und untersetzt, klassischer Faustkämpfertyp, vielleicht ein bisschen speckig, aber flink, wenn es drauf ankam. Ein richtiger Kugelblitz. Mit seinen Knopfaugen erinnerte er die meisten gleich an einen Seehund, besonders wenn er sich manchmal einen Schnauzer stehen ließ.

Janosch machte Tee und deckte den Tisch, dann frühstückten sie. Seit ein paar Wochen wohnten sie beide alleine, die letzten Mohikaner. Vielleicht waren sie ja auch vom selben Stamm, dachte Janosch manchmal. Oder sogar Blutsbrüder. Auf Edgar konnte er sich jedenfalls verlassen, der war ein echter Steher.

Bei der Einberufung damals hatte er es kategorisch abgelehnt, eine Knarre auch nur in die Hand zu nehmen, und aus dieser einmal getroffenen Entscheidung hatte sich der Rest für ihn ganz automatisch ergeben. Denn weil er auch nicht als Totalverweigerer im Knast enden wollte, war er schließlich bei den Spatensoldaten gelandet. Aber nicht beim Bauregiment. Man verfrachtete ihn stattdessen in einen der hoffnungslos maroden Chemiebetriebe, wo er zusammen mit Typen aus dem Knast achtzehn Monate lang über Schlammhalden waten und Giftmüll

schippen durfte, als Sklave in der Mutantenbrigade, wie sie sich selber nannten. In dieser Zeit hatte er reichlich an geborstenen Chlorleitungen geschnuppert und mehr als genug Quecksilberpfützen in den Ecken verrotteter Vorkriegshallen stehen sehen. Der bestialische Gestank ölig schimmernder Giftbrühe hatte ihm 540 Tage lang klargemacht, was Leute wie er von diesem Staat zu erwarten hatten. Diese Lektion war abgehakt, jetzt wollte er nur noch raus.

Janosch erzählte ihm von seinem Termin bei der Abteilung Inneres heute Morgen.

»Diese hirnlosen Knilche bestellen mich in aller Herrgottsfrühe dahin, nur um mir zu sagen, dass nun nicht mehr der Landkreis für meinen Antrag zuständig ist, sondern neuerdings die Stadtverwaltung, da ich mit Wohnsitz nicht mehr auf dem Dorf gemeldet bin.«

Janosch schüttelte den Kopf und fuhr fort: »Montag soll ich da schon wieder hinlatschen. Ist mir recht, hab ich den Knallköppen gesagt, wenn's da schneller geht, Hauptsache, ich bin bald weg hier.«

Er goss Edgar und sich neuen Tee ein.

Sein Exwohnsitz auf dem Dorf, das war freilich ein Kapitel für sich. Vor zwei Jahren hatten Edgar und er ihre Jobs gekündigt, sich ein Haus auf dem Lande gekauft und ihren Traum vom »LKF-Projekt« wahr gemacht: Sie hatten die »Landkommune Freedom« gegründet.

Die Sommer waren herrlich gewesen. Jeden Tag Baden im See, abends Wein und Lagerfeuer und die Stereoanlage lief ständig auf Volllast. Zu ihrer Hymne hatten sie Richie Havens' *Freedom* vom Woodstock-Festival ernannt. Es waren gute Zeiten gewesen, sie hatten viel Besuch gehabt, lauter langhaarige Antigenossen und hübsche Mädchen in Folklorekleidern, auch reichlich verhinderte Künstler und Halbintellektuelle, darunter witzige Typen und verkorkste Spinner, die meisten schwer woodstockinfiziert wie sie selber.

Janosch grinste in sich hinein, so weit hatte das damals schon ganz

gut hingehauen. Im Winter jedoch wurde es immer ziemlich trist und einsam und ihr Plan mit dem Drechseln und Holzspielzeug zu verkaufen war auch nicht so recht aufgegangen. Außerdem hatten sie schon bald herausgefunden, dass keiner von ihnen zum Bauern taugte. Ein paar Erdbeeren pflücken, das ja, vielleicht auch noch eine Schubkarre voll Gras sensen für die Kaninchen, aber immer mit den Hühnern aufstehen und den ganzen Tag lang ernsthaft Landwirtschaft betreiben, das passte dann doch nicht recht zu ihrer lässigen Hippieversion vom naturnahen Alternativleben. »Arbeit macht das Leben süß ...«

Und trotzdem, man hätte dennoch etwas daraus machen können, glaubte Janosch auch heute noch.

Aber man hatte sie ja nicht etwa unbehelligt vor sich hin werkeln lassen. Sie waren schon längst ins Fadenkreuz geraten, ohne es überhaupt zu merken. Erst kamen ominöse Ordnungsstrafen, dann folgten Spitzelüberwachung und Hausdurchsuchung. Die Schikanen hörten einfach nicht auf. Der Höhepunkt war schließlich erreicht, als eines Tages der versoffene vierzigjährige Dorftöpel auf ihrem Grundstück erschien und ihnen die frisch ausgestellte Wohnraumzuweisung (und so was brauchte man tatsächlich, um irgendwo einziehen zu dürfen) für zwei Zimmer präsentierte. Die Gemeindeverwaltung, das »zuständige staatliche Organ« (oder wer auch immer dahinter steckte), hatte so entschieden, der Typ sollte wirklich einziehen, in ihr eigenes Haus! Natürlich hätten sie auch ihre dreißig Mark Miete im Monat bekommen, man lebte ja schließlich im Rechtsstaat ...

Aber da wollten sie schon nicht mehr kämpfen. Und als zwei Tage später noch eine Karte vom Wehrkreiskommando angeflattert kam und Janosch für sechs Wochen als Reservist zur Armee eingezogen werden sollte, da gaben sie die Ranch auf und beschlossen den Verkauf.

Janosch hatte sich damals gefühlt wie nach einer Amputation und so ging es ihm auch heute noch, wenn er daran dachte.

Danach folgte das Unvermeidliche: Sie stellten ihre längst fälligen Ausreisearträge und zogen wieder zurück in das nur ein paar

Kilometer entfernte Wittmar. Ihnen war beiden endgültig klar geworden, dass dieser Staat sie nie in Ruhe lassen würde.

Von da an war die *LKF – Crazy Farm* nur noch Legende und Edgar und Janosch warteten auf den Tag X.

Weil an diesem Vormittag erst mal nichts weiter anlag, vertiefte sich Janosch in Lektüre und trank Tee. Er las fast nur noch Hesse. Edgar rauchte und blätterte eine Weile in seinen drei Bukowski-Büchern, dann stapfte er zum Drechseln runter in die Werkstatt und produzierte Kerzenständer. Vielleicht konnte man sie ja später auf irgendeinem Sommermarkt verhökern.

Am Mittag ging Janosch zu Birgit rüber.

Manche nannten sie und ihre Freundinnen Hafennutten, aber das stimmte nicht so ganz. Es ging jedenfalls nicht um harte Prostitution. Sie hatten halt keine rechte Lust zur Arbeit, sondern zogen lieber abends in eine der grotesken Tanzkneipen, um Seeleute aufzugabeln. Oft waren es Pendlere, die alle paar Wochen wieder für kurze Zeit anlegten, immer dieselbe Route, kleinere Stückgutfrachter und so was. Man kannte sich meistens schon. Janosch hatte sich da gelegentlich mit seinem bisschen Englisch als Dolmetscher ein paar Bier verdient, ihn hatte interessiert, was da so ablief. Am härtesten fand er es immer, wenn die unsägliche Band im Saal der SONNE, wo im März noch die angesengten Papiergirlanden von Silvester hingen, zum Schluss *La Paloma* dudelte und die Besoffenen alle mitgrölten: »Nach vooorn geht mein Blick, zurück darf kein Seemann schau, Kap Hooorn ...!« Das war schwer zu überbieten.

Einmal hatte er beobachtet, wie ein paar um Mitternacht aus der Kneipe torkelnde Matrosen, wahrscheinlich wieder Ägypter, händeweise die vom Zwangsumtausch übrig gebliebenen Alumünzen draußen auf das glitschige Kopfsteinpflaster regnen ließen. Für sie war das Spielgeld ab morgen völlig unbrauchbar. Janosch hatte hinter der nächsten Ecke abgewartet und dann verstohlen das meiste davon aus dem Dreck geklaut, pfeif auf den falschen Stolz, damit kam er schon klar. Die Typen waren ja schließlich auch nicht gerade zu beneiden. Denn ihr Dilemma war, dass sie

zwar reichlich Dollars oder D-Mark hatten, und zum Schwarzkurs getauscht, war damit alles erst recht spottbillig für sie – aber als Ausländer kamen sie in die drei oder vier halbwegs anständigen Restaurants dieser Provinzstadt eben einfach nicht rein. Überall RESERVIERT-Schilder auf den leeren Tischen und Kellner, die mechanisch mit den Schultern zuckten und die Köpfe schüttelten, nur ein abgewimmelter Gast ist ein guter Gast. Denn schließlich kriegten sie Stundenlohn und legten Wert auf pünktlichen Feierabend. Und erst recht bei irgendwelchen Hottentotten, da wusste man ja nie ...

Da blieb den Seeleuten keine allzu große Auswahl. Entweder ihr ersehnter Landgang wurde bloß zum langweiligen Suffabend in einer billigen Kaschemme, die anschließende Prügelei gab's meist gratis dazu, oder sie hatten Glück und trafen da eine alte – oder neue – Bekannte, legten dann schnell zu viert oder fünft ein paar Geldscheine der richtigen Sorte zusammen und schon gingen sie alle beispielsweise zu Birgit nach Hause, wo von den paar Moneten vergleichsweise üppig gefeiert wurde. Ein Geschäft für beide Seiten und Partytime und Spaß für alle. Und wenn sich die Mädchen dann doch noch gelegentlich rumkriegen ließen, na umso besser. So jedenfalls lief das Ganze ungefähr.

Janosch klingelte unten zweimal als Ankündigung, obwohl die Haustür nicht verschlossen war, und stieg dann die Stufen bis ganz nach oben zu Birgits Wohnung hoch. Praktischerweise war gleich im Erdgeschoss ein Intershop, so dass sie nie weit zu laufen brauchten, um anständigen Schnaps zu holen. Und nebenbei roch es im ganzen Hausflur nach Weichspüler und Westseife.

Oben angekommen, klopfte er an die lädierte Tür. Sie war ein bisschen im Rahmen verzogen und in der Mitte leicht eingedellt, irgendein Besoffener hatte wohl neulich versucht, das Ding aus den Angeln zu drücken, das kam gelegentlich schon mal vor.

Birgit war noch nicht aufgestanden, Iris, ihre Schwester, öffnete im Morgenmantel. Sie war nur ein paar Jahre älter als Birgit, knapp dreißig, wirkte aber wie vierzig mit ihrem müden Gesicht, erst recht ohne Schminke.

»Komm rein«, sagte sie zu Janosch mit ihrer rauen Stimme und zündete sich eine Zigarette an.

In der Wohnung roch es nach kaltem Rauch, der Tisch stand voller Gläser und Flaschen, Klamotten lagen umher, auch Unterwäsche. Janosch folgte ihr ins Wohnzimmer und wärmte sich erst mal die Hände am noch lauwarmen Kachelofen in der Ecke.

»Die Uhr muss jedenfalls wieder ran«, hörte er Tina wettern, auch eine von Birgits Freundinnen, die er flüchtig kannte, »in drei Tagen kommt Paolo wieder, und wenn der das Ding nicht an meinem Arm sieht, kriegt er seinen Rappel. Du weißt genau, wie eifersüchtig der Kerl ist.«

Janosch hatte keine Ahnung, zu wem sie sprach. Die Tür zum Schlafzimmer nebenan war aber offen. Sie saß mit angezogenen Beinen in einem riesigen grünen Plüschsessel, streichelte Minnie, die »Persilianerkatze«, und guckte ansonsten ziemlich trübe vor sich hin. Über ihr an der Wand hing eine ägyptische Maske, daneben zwei gerahmte Kinderbilder und weiter hinten eine Kuckucksuhr aus Plastik.

Janosch wartete einfach, bis Birgit kam, es dauerte ein paar Minuten.

Sie hatte sich die Haare blondieren lassen, mit leichtem Orange-
stich. Und sie schien noch dünner geworden zu sein.

»Hallo«, begrüßte er sie, »ich wollte nur mal nachfragen, ob ihr wieder was zu tauschen habt?«

Birgit nickte sofort. »Über zweihundert D-Mark, und auch noch Dollars und Schwedenkronen«, antwortete sie und überlegte kurz.

»Ich komm so um zwei rüber, okay?«

»Kein Problem«, erwiderte Janosch und rechnete, Kurs eins zu sechs und Dollar mal zehn, so viel hatte er locker zu Hause da. Allerdings stieg der Schwarzkurs allmählich und das wusste auch Birgit. Vielleicht würde man bald neu verhandeln müssen. Sie unterhielten sich noch ein Weilchen über dies und das, dann machte er sich gleich wieder startklar.

»Also, bis um vier bin ich zu Hause«, sagte er als Letztes, grüßte und ging. Birgit & Co. sollten erst mal richtig zu sich kommen.

Janosch selber hatte eigentlich gar keine Verwendung für das Westgeld, an sich war die ganze Tauscherei für ihn bloß Zeitvertreib.

Er verkaufte die D-Mark lediglich mit moderatem Aufschlag weiter, Bedürftige gab es genug. Zur Zeit ging das meiste an Jürgen, einen der wenigen aus seinem Bekanntenkreis, der klar oberhalb der Armutsgrenze lebte. Immerhin fuhr er im dicken Mercedes durch die Gegend, den er letztes Jahr von irgendeinem Ostberliner Westdiplomaten abgekauft hatte. Und zwar nicht zum Schnäppchenpreis. Deshalb brauchte er aber auch öfter mal Devisenanschub, um Originalersatzteile zu kaufen. Oder Kosmetikzeug für seine Freundin. Oder Kaffee und Zigaretten. Und so weiter. Janosch hatte sogar mal aushilfsweise für Jürgen gearbeitet, auf Weihnachtsmärkten und Stadtfesten, Zuckerwatte drehen in einem seiner vier oder fünf Verkaufswagen. Seitdem sahen sie sich regelmäßig alle zwei, drei Wochen, einfach so oder zwecks Geldübergabe.

Als Janosch zurückkam, hatte Edgar schon Kartoffeln aufgesetzt, zwei Spiegeleier brutzelten in der Pfanne. War schließlich billig und ging schnell. Kurz nach zwei klopfte dann Birgit wie abgemacht mit den Scheinen, sie tauschten und sie berichtete von gestern Abend. »Algerier«, schwärmte sie und versuchte dazu aus wässrigen Augen zu strahlen, »da war was los! Erst haben wir uns ordentlich Klaren in der SONNE eingeholfen und hinterher zu Hause dann den mitgebrachten Whisky geschnasselt. Mann, haben wir da Gas gegeben.« Gegessen hatte sie noch nichts.

Janosch wusste Bescheid. Am Anfang war er aus Neugier auch zwei-, dreimal zum Feiern noch mit hochgegangen, aber es war nicht seine Welt, zu viel Alkohol. Und Birgit tat ihm sowieso bloß Leid. An sich war sie ihm ja ganz sympathisch und sie sah eigentlich auch ziemlich gut aus, aber in ein paar Jahren, mit Ende zwanzig, würde sie der Suff voll im Griff haben, klarer Fall. Rapide würde sie dahinwelken, so wie ihre Mutter und die anderen auch, ein einziger versoffener Haufen. Und nicht nur das. Janosch hatte einmal gesehen, wie Tinas dreijährige Tochter bei einer der

wüsten Mitternachtsorgien neugierig am Likörglas genuckelt hatte, ohne dass es irgendeinem der anderen aufgefallen wäre. Freilich, damals hatte er die Kleine noch rechtzeitig wegziehen und nach nebenan bringen können, aber er wusste genau, dass es so oder ähnlich wieder und wieder passieren würde. Einfach zu viel Arbeit für einen Schutzengel allein. Und wer weiß, vielleicht war es Tina oder Birgit früher auch nicht anders ergangen. Manche hatten eben kein Glück auf dieser Welt, schlechte Karten schon von Anfang an.

Als sie weg war, kochte sich Janosch einen neuen Tee und las noch ein bisschen, dann machte er sich auf den Weg zu Jürgen. Er wohnte draußen am Stadtrand, in einem kleinen Haus mit großer Werkstatt.

Der Mercedes stand vor der Tür, akkurat geparkt mit leicht eingeschlagenen Vorderrädern.

Wie immer fand er Jürgen in der Werkstatt. Er war Mitte dreißig, zehn Jahre älter als Janosch, und manchmal hielt man sie für Brüder. Beide trugen sie die langen Haare meist zum Zopf gebunden, nur bei Jürgen wurde es oben schon ein bisschen dünn. Aber dafür war sein Bart länger und struppiger. Gelernt hatte er Automechaniker, gearbeitet als Werkzeugmacher, Maurer und Elektriker. Er machte fast alles selber, auch die Verkaufswagen und Maschinen für seine kleine Zuckerwatteflotte waren natürlich Marke Eigenbau.

Jürgen war einer der wenigen Selbständigen in diesem Lande, er brauchte nicht mehr täglich in einen der staatlichen Einheitsbetriebe zu trotten, und das allein hatte ja immerhin schon etwas von Freiheit. Man fuhr halt für ein, zwei Wochen irgendwohin zum Rummel, zum Stadtjubiläum oder Sommerfest, traf da all die anderen Zigeunertruppen von den Fahrgeschäften, all die Familien der Karussellbetreiber und Losbudenbesitzer und zumindest gab's etwas Abwechslung. Na ja, Janosch hatte ja mal reingesehen.

Sie gingen ins Haus und ließen sich in der Küche nieder und wie-

der wechselten die Scheine den Besitzer. Selbst hier lagen irgendwelche Maschinenteile herum, ÖlfILTER, Dichtungen, Schrauben, Unterlegscheiben und Muttern. Jürgen störte das nicht. Hauptsache, BieröffNER und Aschenbecher waren in Reichweite. Wahrscheinlich sah es im Schlafzimmer auch nicht anders aus. Seine Freundinnen flüchteten jedenfalls meist schon nach drei, vier Monaten, weil sie es bei ihm nicht länger aushielten. Trotz des Westgeldes.

»Und, wie ist der Stand der Dinge?«, erkundigte sich Janosch wie üblich, »willst du wirklich hier bleiben?«

Jürgen zündete sich eine Zigarette an, kniff die Augen zusammen und öffnete zwei Bierflaschen.

»Prost!«, grinste er, ließ Rauch aus der Nase quellen, stieß dann mit Janosch an und nahm einen Schluck.

»Siehst du ja, noch geht's mir zu gut im Osten«, antwortete er schließlich und zuckte mit den Schultern. »Im Westen wär das anders, da müsste ich gewaltig rudern.«

Er wies mit dem Arm zur Werkstatt rüber.

»Läuft doch fast von selbst, die Leute rennen mir die Bude ein, hier was zu schweißen, da was zu reparieren, allein davon könnte ich schon gut leben.«

Janosch ließ sein Bier gluckern.

Sicher, so konnte man es auch sehen, zumindest das Geschäft florierende und offensichtlich machte es ihm sogar Spaß.

»Hüte dich vor wilden Frauen und allem, was die Russen bauen«, pflegte Jürgen jedes Mal zu sagen, bevor er seine Ärmel hochkrepelte und wieder einen liegen gebliebenen Pkw aus Uralproduktion in Gang brachte. Das war seine Welt, Janosch hatte ihn oft genug dabei beobachtet.

»Außerdem, im Westen ist gar kein Markt für solchen Fummelkram da, gar keine Nachfrage«, fuhr Jürgen fort, »da wird einfach neu gekauft und der alte Mist verschrottet, basta, ist ja nicht wie hier im Mangelland. Gibt ja reichlich.«

Wieder gluckerte Bier die Kehlen hinab.

»Stimmt alles«, gab Janosch bereitwillig zu, »und trotzdem, willst

du hier versauern?« Man konnte machen, was man wollte, die Frage hing einfach in der Luft.

Aber Jürgen winkte ab.

»Das ist nicht der Punkt«, meinte er, »sondern was würde ich drüben anfangen? Zuckerwatte verkaufen? Die geht doch auch nur hier so bombig, und zwar wegen der schlappen Konkurrenz. Kaum Süßwarenangebot.«

Wahrscheinlich richtig, überlegte Janosch. Die drei Schokoladensorten, die es gab, schmeckten wie ein brauner Brei aus Lehm und Schmalz und den Rest konnte man erst recht vergessen. Kakao war eben knapp im devisenarmen Land. Wenn man da nun freilich mit einem bunt angemalten Zirkuswagen auftauchte und Zuckerwatte verkaufte, am besten noch rosa eingefärbt, dann schnurrte die Maschine und spuckte Taler wie verrückt.

»Ich hab mal ein bisschen rumgehört«, redete Jürgen weiter, »ich kenne genug Leute drüben, auch welche vom Rummel. Zuckerwatte gibt's da höchstens an der Losbude nebenbei und reich wird man damit garantiert nicht.«

Er schüttelte den Kopf.

»Gegen Eins-A-Alpenmilchschokolade hast du jedenfalls keine Chance mit dem Klebkram, das steht fest.«

Janosch war klar, dass das stimmte und dennoch nur die halbe Wahrheit war. Denn Jürgen hatte ihm mal erzählt, wie er vor über zehn Jahren abzuhaufen versucht hatte und dabei geschnappt worden war, Resultat anderthalb Jahre Knast. Das saß tief bei ihm, das wollte er sicher nicht noch mal riskieren. Da fand er sich lieber mit dem Leben hier ab und im Prinzip ließ man ihn ja auch in Ruhe und es ging ihm eigentlich nicht schlecht. Was soll's. Wie die Made im Speck sozusagen. Man durfte sich halt bloß an der Fäulnis ringsum nicht stören, reine Gewohnheitssache. Ein dickes Fell war gefragt.

Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann sagte Janosch: »Wie sieht's eigentlich aus, wann gehn wir mal wieder zusammen auf Tour?«

Jürgen drückte seine Zigarette aus und sah ihn an.